



China

Zurück zu Heim und Herd

Das Video sollte den Patriotismus im Kampf gegen das Coronavirus befeuern: Vor laufender Kamera scherten Männer Krankenschwestern vor ihrem Einsatz in Hospitälern die Haare, damit die Schutzbekleidung dichter sitzt. »Unsere schönsten Kriegerinnen«, hieß es in den Staatsmedien, während den Frauen mit ihren Sträflingsköpfen die Tränen über die Wangen liefen. Statt Beifall gab es im vergangenen Februar eine Welle der Empörung in den sozialen Medien, das Video wurde aus dem Netz genommen. Warum müssen Frauen immer besondere Opfer bringen, um wahrgenommen zu werden, fragte die Autorin Chen Mashu im Internet. Männer schafften es in die staatlichen Helden-Sagas, einfach weil sie

Ärzte oder Wissenschaftler sind, Frauen, so Mashu, werden nur gefeiert, wenn sie im neunten Monat schwanger Covid-19-Patienten behandeln – oder mindestens ihre Haare lassen.

Die Propaganda passt in den geschlechterpolitischen Trend der KP. Vorbei ist die Zeit, da Gleichstellung zum Credo der Partei gehörte. Chinas Kommunisten hatten einst Bildungssektor und Arbeitsmarkt für Frauen geöffnet. Selbst die in vieler Hinsicht verheerende Ein-Kind-Politik bewirkte einen ungewollten feministischen Nebeneffekt: War das einzige Kind eine Tochter, investierte die Familie eben alles in deren Ausbildung. Junge Frauen stellten bald 50 Prozent aller Universitätsabsolventen.

Inzwischen macht China bei der Gleichstellung der Geschlechter deutliche Rückschritte. Besonders nach der Finanzkrise 2008. Da wurden die Rollenbilder wieder alten Klischees angepasst. Der Arbeitsmarkt ist die Domäne des Mannes, Heim und Herd bleiben für die Frau. Frauen, so betonte Chinas Präsident Xi Jinping zuletzt im vergangenen Jahr, mögen sich bitte um »die Versorgung der Alten und der Jungen kümmern«. Und selbst Kinder bekommen. China ist eine überalterte Gesellschaft und braucht Nachwuchs.

Die Wirtschaftskrise infolge der Corona-Pandemie wird diesen Trend verschärfen. Ob Chinas Frauen das Widerstandslos hinnehmen, ist eine andere Frage. **ANDREA BÖHM**

Finnland

Schwangere und Kinder zuerst

Perfekt gibt es gerade nicht. Selbst nicht in Finnland, wo 47 Prozent der Abgeordneten im Parlament weiblich sind, wo die Präsidentin eine 34-jährige Frau ist. Sanna Marin ist aufgewachsen als Tochter von zwei Müttern und seit zwei Jahren selbst Mutter einer Tochter. Zur finnischen Reaktion auf Corona gehört, dass auf der Info-Seite des Gesundheitsministeriums der Punkt »Schwangerschaft und Covid-19« ganz oben auf der Liste steht, darunter »Kinder«. Erst dann: »Ältere«.

Im Allgemeinen seien die meisten sehr glücklich mit der Strategie der Regierung, sagt Terhi Heinilä, Sprecherin des Nationalverbands der Frauen in Finnland. Auch hier übernehmen Frauen immer noch einen Großteil der Be-

treuarbeit. Sie kümmern sich um Kinder – die Kindergärten sind zwar offen, es wird aber empfohlen, den Nachwuchs zu Hause zu lassen. Außerdem sind mehr als 85 Prozent der Mitarbeiter im Gesundheitswesen und in der sozialen Arbeit Frauen. Sie können nicht zu Hause bleiben, weil der Kontakt zu Menschen, die Hilfe brauchen, ihr Beruf ist. Es gibt noch keine Lösung für sie, keine Gehaltserhöhung.

Für die kleinen Unternehmen, in denen sie meist arbeiten, laufen die Hilfsprogramme eher schleppend an, »und die meisten dieser kleinen Unternehmen gehören Frauen«, sagt Heinilä. Auch ein Land, das von Frauen regiert wird, kann also seine Frauen vergessen.

Worauf man sich einigen kann, ist der Stolz auf die finnischen Lehrer. »Die Schulen sind geschlossen, aber wir gehen immer noch jeden Tag zur Schule«, sagt Alisa Ranta-aho, Schülerin aus Helsinki – das funktioniert per Videoanruf und nimmt den Eltern zumindest die Sorge um das Homeschooling. Die Klassenlehrer rufen ihre Schüler an, jede Woche, jeden Einzelnen. Selbst Tests finden zu Hause statt.

Was immer schon gut war, funktioniert auch in der Krise weiter. Was noch nicht perfekt läuft, wird sich klären, so hoffen die Finnen. Letzten Freitag saß Heinilä in einem Webinar mit 50 NGOs, die sich für Frauen einsetzen. Thema: kreative Lösungen finden für die Corona-Krise. **ANNA MAYR**

Kolumbien

Männertage, Frauentage

Camila Esguerra schläft kaum noch, seit die Regierung Kolumbiens am 25. März das Land in strenge Quarantäne schickte. Polizei und Militär kontrollieren die Ausgangssperre. Esguerra, die an einer Universität in Bogotá zu Geschlecht und Migration forscht, beobachtet das alles nun aus dem Homeoffice – wohl wissend, dass sie noch zu den Privilegierten gehört.

In der Hauptstadt Bogotá, kann man am Wohnviertel ablesen, wen die Pandemie wie stark trifft. Die Wohlhabenden leben im Norden und Osten, haben eher Schreibtischjobs und arbeiten jetzt von zu Hause aus. Manche haben ihre Haushaltshilfen genötigt, ganz bei ihnen einzuziehen. Um ihren

Job zu behalten, mussten die Frauen ihre eigenen Familien für die Dauer der Ausgangssperre verlassen.

Frauen in Kolumbien arbeiten besonders oft in schlecht bezahlten Jobs oder in den Branchen, die gerade stillgelegt wurden. Verschärft wird die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern durch die Folgen des Bürgerkriegs. Dessen Opfer waren überwiegend Männer. Ihre Hinterbliebenen, Witwen und alleinerziehende Mütter, sind besonders von Armut bedroht.

Die Mehrheit kolumbianischer Familien versucht den Ausnahmezustand irgendwie gemeinsam zu bewältigen. Aber für viele Frauen mit Ehemann oder Freund ist die Krise auch ein zu-

sätzliches Risiko. In Bogotá hat sich die Zahl der Anrufe bei der *línea púrpura*, dem städtischen Notruf-Telefon für Frauen, verdreifacht. Auch draußen sind sie nicht sicher. Die Stadtverwaltung hat verordnet, dass an bestimmten Wochentagen nur Männer das Haus verlassen dürfen, an anderen nur Frauen. Das führt dazu, dass manche Lebensmittelläden an den Frauentagen überlaufen sind. Schlimmer sei, sagt Esguerra, dass offenbar immer mehr Frauen von Uniformierten sexuell belästigt werden. Gerade hat Kolumbiens Regierung die Ausgangssperre bis zum 10. Mai verlängert. »Wenn die Straßen militarisiert werden«, sagt Esguerra, »leiden wir zuerst.« **ALEXANDRA ENDRES**

Südafrika

Die andere Epidemie

Wenn Ungleichheit rötet, ist Südafrika ein besonders gefährliches Land. Laut Weltbank ist die Kluft zwischen Arm und Reich nirgendwo größer als hier.

Das Land ist eines der ökonomischen Zugpferde des Kontinents. Trotzdem lebt hier nach staatlichen Angaben die Hälfte der knapp 60 Millionen Einwohner unterhalb der Armutsgrenze. Von denen ist eine knappe Mehrheit weiblich.

Wie dramatisch sich das Coronavirus in Südafrika auswirken wird, ist noch nicht abzusehen. Fest steht jedoch jetzt schon, dass die rigorosen Ausgangssperren den Armen einen lebensgefährlichen Preis abverlangen. Vielen drohen Hunger und Krankheit. Denn das Land kämpft seit Jahrzehnten gegen zwei andere Epi-

demien: Tuberkulose, an der allein 2018 in Südafrika 63.000 Menschen starben. Und Aids. Knapp acht Millionen Südafrikaner leben mit HIV. Fast zwei Drittel von ihnen sind Frauen.

Beim Kampf gegen Aids haben die Südafrikaner in den vergangenen Jahren Fortschritte gemacht. Mehr Menschen lassen sich testen, mehr Infizierte haben Zugang zu antiretroviraler Therapie. Kampagnen wenden sich gegen die omnipräsente sexuelle Gewalt – und gegen ein ebenso zerstörerisches wie zerstücktes Selbstverständnis von Männlichkeit.

Diese Erfolge sind nun einerseits bedroht. Beim Ausbruch einer neuen Pandemie werden oft Personal und

wichtige Ressourcen vom Kampf gegen andere Krankheiten abgezogen. Genau davor warnen jetzt die UN im Fall von Südafrika.

Andererseits helfen dem Land die Erfahrungen im Kampf gegen Tbc und das HI-Virus beim Versuch, das Coronavirus in Schach zu halten. Tausende lokale Gesundheitshelfer und Hunderte mobile Kliniken schwärmen seit Wochen in die Armenviertel aus, um aufzuklären, zu testen, Infizierte zu isolieren und deren soziale Kontakte aufzuspüren. Die Mehrheit dieser »Frontarbeiter«, wie sie oft genannt werden, sind Frauen. Sie fordern jetzt besonderen Schutz: Masken, Handschuhe, Anzüge. Für sich und ihre männlichen Kollegen. **ANDREA BÖHM**

Israel

Kinder, Haushalt und ein Mann, der betet

Sie machen zwar nur zwölf Prozent der israelischen Bevölkerung aus, aber 40 Prozent der Corona-Infizierten: Die ultraorthodoxe Community ist besonders hart vom Virus getroffen worden. Gilad Malach von der Denkfabrik Israel Democracy Institute nennt dafür mehrere Ursachen: einerseits haben die spirituellen Führer (alles Männer) ihre Gemeinden weder hinreichend informiert (viele nutzen aus Glaubensgründen kein Internet) noch angewiesen, die rigorosen Maßnahmen der israelischen Regierung, wie Ausgangssperren, zu befolgen. Die Regierung wiederum ließ die Gemeinden der Haredi viel zu lange gewähren. Vor allem Gesundheitsminister Jaakov Litzman ist in die Kritik

geraten. Selbst ein Ultraorthodoxer, hoffte er öffentlich auf den Messias, der die Menschheit vor Corona retten möge. Er bestand auf einer Weiterführung der Gottesdienste, was das Infektionsrisiko massiv erhöhte. Mittlerweile befolgen auch die Ultraorthodoxen die Maßnahmen der Regierung, die Arme ist vor Ort und verteilt Hilfspakete.

Die sind vor allem für die Frauen eine kleine Erleichterung, auf denen ohnehin schon ein gewaltiger Arbeitsdruck lastet. »Der wird durch die Corona-Krise noch einmal verstärkt«, sagt Nechumi Jaffe, die an der Universität Tel Aviv zu ultraorthodoxem Leben forsch und selbst zur Community gehört – »als erste und einzige Haredi-

Frau mit einem Dokortitel«, wie sie sagt. Weil die Männer ihr Leben meist der Religion widmen, beteiligen sie sich oft weder am Haushalt noch an der Kinderbetreuung. Die Frauen sind außerdem auch die Hauptverdiener. Laut Jaffe arbeiten 76 Prozent der Haredi-Frauen, aber nur 49 Prozent der Männer. Daneben bringen sie im Durchschnitt sieben Kinder auf die Welt – und nun sind alle zu Hause. »Es gibt Haushalte mit neun, zehn, zwölf Kindern. Und jetzt machen die Frauen Homeoffice, kochen, putzen, waschen und betreuen die Kinder – und das in oft sehr kleinen Wohnungen.« Diese Situation sei eigentlich kaum zu ertragen. **ÖZLEM TOPÇU**

Frankreich

Opferberatung im Supermarkt

Präsident Emmanuel Macron briefte zu Beginn der Pandemie einen Krisenstab ein, der fast ausschließlich aus Männern bestand. Sehr zum Ärger seiner Gleichstellungsministerin Marlène Schiappa. Die beauftragte prompt eine Parlamentarierin, die Präsenz von Frauen in Medien und staatlichen Expertengremien zu messen. »Gerade in Krisenzeiten können wir die Welt nicht ohne eine Hälfte der Bevölkerung analysieren«, erklärt Schiappa, die auch mal einen Redaktionsleiter zum Gespräch einlädt, um »zu verstehen, wie es zu einseitigen Berichten kommt«.

Die 38-Jährige tritt unerschrocken und eigenwillig auf. Ab und zu rutscht ihr ein »What the fuck« heraus, wenn sie sich im Gespräch über ihr Gegenüber ärgert.

Als Ministerin hat sie auf großer Bühne in den *Vagina Monologen* mitgespielt, einem feministischen Theaterstück über weibliche Lust und weibliche Traumata. Frauen und ihre Interessen, so glaubt Schiappa, müssten in der Öffentlichkeit sichtbar sein – gern auch mit unkonventionellen Methoden.

Um zu beweisen, wie unangenehm es für Frauen nachts auf der Straße werden kann, stellte sie sich um Mitternacht im Minirock auf einen berühmten Platz im Norden von Paris – und setzte anschließend ein hartes Gesetz gegen sexuelle Belästigung durch: Personen, die Frauen auf der Straße herabwürdigen, müssen mehrere Hundert Euro zahlen. In der Corona-Krise hat sie früh darauf hinge-

wiesen, wie gefährlich die in Frankreich streng kontrollierte Ausgangssperre für Frauen sein kann. Sie sorgte dafür, dass in Supermärkten Beratungsräume für Opfer häuslicher Gewalt eingerichtet wurden. Sie ermöglichte, dass ungewollt Schwangere sich telefonisch beraten lassen können, und erleichterte die Möglichkeit zum medikamentösen Abbruch früher Schwangerschaften.

Schiappas Kampf um die Sichtbarkeit von Frauen in der Corona-Krise hat ebenfalls Erfolg. In den Talkshows sitzen nun häufiger Expertinnen. Und Emmanuel Macron schickt in die tägliche Corona-Presskonferenz der Regierung mittlerweile auch die eine oder andere Virologin. **ANNIKA JOERES**

Türkei

Gefährliche Amnestie

Mit den Frauenrechten geht es in der Türkei schnell und langsam zugleich. Einer immer noch tief patriarchalen und männerdominierten Gesellschaft steht eine sehr lebendige und gut organisierte Emanzipationsbewegung gegenüber. Deren Vertreterinnen (und Vertreter) brauchten in der Corona-Krise nicht länger als anderswo in Europa, um auf die besondere Gefahr für Frauen bei Ausgangssperren hinzuweisen.

Gewalt gegen Frauen war auch vor der Corona-Pandemie alltäglich. Prügelnde Ehemänner, Ex-Partner, Brüder oder Väter sind das eine Problem. In den vergangenen Jahren haben immer wieder Femizide die Öffentlichkeit erschüttert. Die Plattform »Wir werden die Frauenmorde beenden« weist in einer ersten

Zählung darauf hin, dass seit der offiziellen Bekanntgabe des ersten Corona-Falles in der Türkei am 11. März und der staatlichen Aufforderung, zu Hause zu bleiben, bis Ende des Monats 29 Frauen getötet und neun weitere tot aufgefunden wurden. Im vergangenen Jahr zählte die Organisation für den gesamten Monat März 27 Morde an Frauen. Dabei haben die Ausgangssperren erst begonnen – und sie gelten bislang nur an den Wochenenden.

Noch etwas versetzt Frauengruppen in Alarmbereitschaft: ein neues Amnestiegesetz, durch das etwa 90.000 Häftlinge freikommen. Das hatten sich die Nationalisten, Koalitionspartner von Präsident Tayyip Erdoğan AKP, gewünscht, jetzt wurde es mit erhöhter Dringlichkeit vom Parlament verabschiedet. Ein solches

Gesetz ist im Prinzip sinnvoll. Die Gefängnisse sind überfüllt und somit besonders gefährliche Infektionsherde.

Doch in diesem Fall profitieren davon nicht inhaftierte Journalisten oder Oppositionspolitiker, sondern berüchtigte Mafia-Paten sowie Männer, die wegen brutaler Gewalt gegen Frauen verurteilt worden sind. Darunter laut Presseberichten jener zu 13 Jahren Haft verurteilte Straftäter, der seine 19-jährige Freundin durch ein Säure-Attentat für den Rest des Lebens entstellte hat. Von seiner Strafe soll er 15 Monate abgesehen haben. Frauengruppen fordern keine Extra-Hotlines, sondern einfach nur die Durchsetzung bestehender Gesetze zum Schutz von Frauen – die gibt es nämlich. **ÖZLEM TOPÇU**

Indien

Das schnelle Ende der Karriere

Indien ist schon im Normalzustand, bei robuster Gesundheit gewissermaßen, ein patriarchalisches Land. Die Corona-Epidemie und der radikale Lockdown Indiens durch Premierminister Narendra Modi erschweren die ohnehin prekäre gesellschaftliche Stellung der Frau.

Wenn nämlich junge, aufstiegsorientierte indische Frauen sich einen bezahlten Job in der Stadt suchen, was ihnen mehr Unabhängigkeit vom Elternhaus und neue persönliche Freiheiten ermöglicht, gehen sie häufig in Dienstleistungsberufe mit Kundenkontakt. Sie arbeiten als Verkäuferinnen oder Kellnerinnen, als Flugbegleiterinnen oder Kosmetikerinnen. Es sind genau diese Jobs, die durch die Seuche

und die staatlich verordnete Stilllegung der Wirtschaft besonders stark bedroht werden. Selbst wenn die Arbeitsplätze nach dem Ende des Lockdown noch oder wieder da sein sollten, kann es sein, dass die arbeitenden Frauen nicht mehr zurückkommen. Denn der Corona-Notstand könnte sie in eine traditionelle Pflege- oder Fürsorgerolle in der Familie zurückgezwungen haben.

Nicht einmal gut qualifizierte Frauen aus der oberen Mittelschicht dürften von diesem Sog zurück ins Hergebrachte unberührt bleiben. Viele von ihnen gehen anspruchsvollen Berufen nach – aber das heißt in der Regel nicht, dass ihre Männer sich im Gegenzug stark an der Hausarbeit, der Kindererziehung oder der Betreuung der Alten beteiligen

würden. Dafür gibt es im indischen Bürgertum vielmehr Dienstboten. Wenn diese nicht selbst im Haushalt wohnen, dürfen sie unter den gegenwärtig geltenden Ausgangsbeschränkungen nicht zur Arbeit erscheinen. Viele wohlhabende indische Familien (und wir reden hier keineswegs nur von den Superreichen) müssen also bis auf Weiteres ohne Köchin, Nanny oder Gärtner auskommen.

Nicht ausgeschlossen, dass manche indische Männer sich an eine etwas partnerschaftlichere Aufgabenverteilung im Haus gewöhnen. In zahlreichen Fällen jedoch dürfte die Mehrarbeit einfach bei den Frauen landen. Und die weiblichen Karrieren werden darunter leiden. **JAN ROSS**